

PThI

Pastoraltheologische
Informationen

Liquid church

Frank Weyen

Ekklesiopolis

Zu sinnvollen Voraussetzungen für eine gelingende Stadtkirchenarbeit im urbanen Raum¹

Abstract

Die evangelische Kirche wird hinsichtlich ihres strukturellen Aufbaus künftig stärker zwischen der herkömmlichen Parochie für die ländlichen Regionen und anderen Organisationsformen für die urbanen Räume in einer urbanisierten Gesellschaft unterscheiden. Untersuchungen am Zentrum für Kirchenentwicklung der Universität Zürich belegen dies. Der Titel „Ekklesiopolis“ skizziert die Bedingungen unter denen Kirche im urbanen Raum sich künftig in ihrem strukturellen Aufbau organisieren wird.

In the future, the Protestant church will more clearly differentiate between the traditional parish for the rural regions and other forms of organization for the urban areas. As the United Nations called it, this is an urbanized age, and research of the Centre for Church Development at the University of Zurich confirmed it. „Ekklesiopolis“ attempts to describe the conditions under which the church will exist in an urbanized society of the 21st century.

Kirche und Stadt stellen ein immer wieder zu diskutierendes Feld dar. So beispielsweise in dem EKD-Papier „Gott in der Stadt“, welches das Spannungsfeld auslotet, in dem Kirche und Stadt sich zueinander verhalten. Das Fazit: Es ist kein leichtes Miteinander zwischen urbanen Lebensweisen und kirchlich-moralischen Ansprüchen an das Leben der Menschen als Christen.² Dass Stadtluft frei macht, kann einer die Freiheit von Sünde versprechenden Kirche nicht einfach gleichgültig sein. Denn die durch die Stadtluft offenbar intendierte Form von Freiheit stellt sich im postmodernen 21. Jahrhundert vor allem als Freiheit von jeglichem Zwang und jeglicher Bevormundung dar, ohne soziale Kontrolle oder gar ohne Sozialdisziplinierung. „Stadtluft macht frei!“ das schließt alle Vorteile einer Unabhängigkeit des postmodernen autonomen Individuums ebenso ein, wie soziale Vereinsamung und Anonymität derjenigen Menschen in den urbanen Megastädten und ihrer Baukultur, die in dieser Stadtkultur leben müssen und nicht die freie Wahl ihres Wohnortes beispielsweise auf dem Land haben, weil ihnen die finanziellen Mittel dazu fehlen. Heute jedoch werden eben diese Menschen zur Fluktuation gezwungen. Dazu dienen die Stichworte Gentry-

¹ Vortrag vom 1. Februar 2014 beim Citykirchenstudientag der EKIR im Haus der Kirche in Bonn.

² Vgl. Evangelische Kirche in Deutschland (Hg.), Gott in der Stadt, Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt (EKD-Texte 93), Hannover 2007.

fizierung und Segregation. Wer die kontrollierende und sich gegenseitig helfende Nachbarschaft mit bekannten Gesichtern will, lebt auf dem Land. Wer die Fremdheit der Stadt mit ihren Unabhängigkeitsmustern und ihrem reichhaltigen hochkulturellen Kulturangebot schätzt, lebt hier.

Der Kirche in der Stadt begegnen nun also ganz neue Verhaltensmuster der Menschen, auf die sie scheinbar nur wenige Antworten hat. Verbindlichkeit, Nachbarschaftlichkeit, Nächstenhilfe, Wohnortnähe, kurze Wege, ständige Erreichbarkeit als Standby, ja sogar die Parochie scheinen in der Stadt eine reduziertere Bedeutung zu haben. Die traditionellen Werte einer bürgerlichen Kirchlichkeit der restaurativen Nachkriegszeit der Spätmoderne, in denen die Kirchen in Deutschland einen starken Anteil an der Freizeitgestaltung der Menschen hatten und in der sie durch den Zuzug an Menschen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten in einer Auf- und Ausbauphase mit Pfarrermangel, Taufenreichtum, starken Konfirmationsjahrgängen und einem scheinbar endlich beginnenden „Jahrhundert der Kirche“ angekommen zu sein schienen, wich seit den 1960er Jahren dem Bewusstsein, dass sich etwas verändern würde. Nach dem Babyboom der Konfirmationsjahrgänge der 1970er Jahre begann nun endgültig eine Krise der Kirche sichtbar zu werden, was sich seitdem an der nicht enden wollenden Reformliteratur ablesen lässt, deren Höhepunkt die viel diskutierte EKD-Impulsschrift „Kirche der Freiheit“ dargestellt hatte. So konnte Isolde Karle die Verfassung der evangelischen Kirche beispielsweise als „Reformstress“ identifizieren, und gab darauf Antworten aus der Spätmoderne, mit mehr Pfarramtlichkeit, mehr Institution, mehr Parochie für Stadt und Land.

Die Parochie und die Stadt

Als im Jahre 818 das Aachener Kapitular in der Karolingerzeit die Kirchengüter aufhob und der (Reichs-)Kirche in fest umgrenzten Seelsorgebezirken das Zehntrecht zu Gunsten der wirtschaftlichen Versorgung des Parochus und der daraus entspringenden Parochie eingeräumt hatte, galt dies idealerweise für die mittelalterliche Kirche mit Gehöften, Dörfern und wenigen dörflich-agrarischen Kleinstädten. Während dieses Recht auf dem Boden der mittelalterlichen Agrargesellschaft gut gedeihen konnte und sich dort als geeignet erwies, war dies anders in der Stadt der urbanen Kultur des Hoch- und Spätmittelalters. Hier behinderte erwähnte Stadtluft gerade die Etablierung des parochialen Systems, das doch auf dem Land so erfolgreich eingerichtet werden konnte. Die wirtschaftlichen Ansprüche der Kirche stießen hier auf Widerspruch, was neben der babylonischen Gefangenschaft der Kirche im 14. Jahrhundert dann ab 1440 zu den Gravamina der Deutschen Nation und letztlich nach dem ver-

rohten Renaissancepapsttum zur Reformation geführt hat. Die Anlässe für die Reformation können daher strukturell nicht nur in theologisch-geistlichen Fragen gesehen werden, sondern auch in der ökonomischen Tatsache, dass die urbane Renaissance wirtschaftlich nicht mehr in ausreichendem Maße Finanzmittel mithilfe des parochialen Einnahmesystem gewinnen konnte und daher auf Wanderprediger zurückgriff, die wiederum mit neuen Einnahmemethoden durch das alte Vehikel des Ablass die Kirche zur *ecclesia glorians* machen konnten. Bestes Beispiel hierfür war der Peterspfennig für den Neubau des Petersdomes, der seit Papst Julius II. nicht mehr mit der bis dahin gültigen Einnahmestruktur durch die Parochie gewährleistet wurde. Während im Aachener Kapitular die Einnahmen für den Parochus vor Ort bestimmt gewesen waren, sollte die Parochie nun auch alle weiteren städtisch-päpstlichen Erscheinungsformen von Kirche finanzieren, was letztlich zur Verarmung ganzer Bevölkerungsgruppen führen musste und den Bettel begünstigte.

Die Reformation in den deutschen Landen wiederum führte, durch die enge Bindung an die weltlichen Fürstentümer, die Einnahmestruktur der Kirchengemeinden vom mittelbaren wieder zum unmittelbaren Maß zurück, so dass sowohl für das Land als auch für die Stadt die Finanzausstattung der Parochien durch die in der Seelsorgeeinheit ansässigen Menschen gewährleistet werden sollte. Alle weiteren notwendigen kirchenamtlichen Behörden wurden meist in Konkordatsform staatlich aus Steuerdotationen der Fürsten an die geringe Gruppe einer kirchlichen Obrigkeit finanziert. Dies vor allem im deutschen Kaiserreich im späten 19. Jahrhundert. Hier wurde diese Struktur nun zementiert und das Parochialprinzip mit den Forderungen Emil Sulzes in seiner Megagemeinde in der Dresdener Neustadt durch Verkleinerung von Seelsorgebezirken auch auf die Großstadt übertragen.

Diese Politik hält bis heute an, geht jedoch mittlerweile wohl im starren Festhalten am Parochialprinzip auch für den menschenreichen urbanen Raum von postmodernen Megastädten wie München, Berlin, Hamburg, Köln, dem Ruhrgebiet, Düsseldorf oder Zürich an der Bedürfnislage der Menschen sowie derjenigen der Kirchengemeinden vorbei. Nähe und Verbindlichkeit, Rundumbetreuung von Menschen in allen Lebenslagen und das Hoffen auf deren wohlwollende Annahme kirchlicher Angebote im operativen Bereich verschlingen im Festhalten an der Parochie im urbanen Raum massiv Finanzmittel und können sicherlich mit als ein Grund dafür gesehen werden, dass die Ressourcen derzeit nicht effizient in der kirchlichen Arbeit verwendet werden. Das Geld fließt in die Bereithaltung eventuell abgefragter kirchlicher Angebote, und damit quasi in ein „kirchliches Standby“. Doch wir alle wissen, dass der Stand-by-Modus

Ressourcen verschleudert, wenngleich er für den Nutzer ein Service sein soll. Die Stadt ist daher für die Parochie offenbar nur partiell geeignet.³

Citykirchen nun, bzw. Stadtkirchen im Allgemeinen, bilden daher ein wichtiges Vorbild, wie sich Kirche im urbanen Ballungszentrum darstellen kann. Dort wo die Menschen nicht mehr leben, sondern meist nur noch arbeiten und flannieren, dort haben Stadtkirchen eine wichtige kulturelle Bedeutung, um aufzuzeigen, wie eine sich auf Dialoggruppen und Milieus beziehende Kirche die Menschen partiell und im Wechselspiel zwischen Nähe und Distanz (Gerald Kretzschmar) erreichen kann. Was die Stadtkirche nicht versuchen sollte, sein zu wollen, ist ein Experimentierraum für die herkömmliche Parochialkirche sowohl im Ballungsraum als auch auf dem Land. Was in den ländlichen Regionen als Rundumversorgung sinnvoll vorgehalten werden kann, kann scheinbar nicht gleichzeitig für das großstädtische Zentrum gelten. Kirche als eine kerngemeindefreie Form zu bauen, darin könnten Stadtkirchen Vorreiter für alle anderen sein, nicht jedoch in Fragen der Neuskizzierung kirchlicher Angebote im Sinne eines operativen Best practice für die klassische Parochie. Dies würde einen unnötigen Handlungs- und Rechtfertigungsdruck gegenüber den nicht städtischen Kirchengemeinden erzeugt, die aus der Existenz von Stadtkirchen einen Ideengewinn für ihre eigene Arbeit in der ländlichen Parochie erwarten würden. Die Legitimität von parochiefreien Stadtkirchen erwächst nicht aus dem Ideengewinn für die ländlichen Kirchengemeinden, sondern aus dem Gewinn für die Menschen, die durch die Arbeit einer Stadtkirche erreicht werden.⁴

Die Stadtkirche als transparochiales Feld

Die soeben angedeuteten Problemlagen: Übertragung der Parochie auf und Beibehaltung presbyterialer Legitimation in der Stadtkirche, bergen die Gefahr eines Missverhältnisses für den Bereich der personellen Ressourcen. Hier lassen sich jedoch Unterschiede in den deutschen Landeskirchen verzeichnen: Während in den UEK (Union-Evangelischer-Kirchen)-Kirchen die Stadtkirchenarbeit dem Zeitdeputat des theologischen Personals zusätzlich aufgebürdet wird, sieht die Sachlage in der Nordkirche anders aus: Beispielsweise in Kiel und Hamburg-City geht man einen anderen Weg. Hier ist das presbyteriale Element zwar nicht aufgegeben, aber die Aufgabenkonzentration ist auf die Dialoggruppen speziell zugespitzt worden, so dass das mit der Parochie all-

³ Die medialen Reaktionen auf die soeben im Erscheinen begriffene 5. EKD-Kirchenmitgliedschaftsstudie scheinen diese Folgerungen zu stützen.

⁴ Dies belegen bisher noch unveröffentlichte empirische Studien des Autors am Zürcher Zentrum für Kirchenentwicklung in zehn Kirchengemeinden im ruralen und 18 Kirchengemeinden im urbanen Raum.

gemein verbundene Aufgabenportfolio nicht mehr angewandt wird, sondern die Dialoggruppen zielgruppengerecht ins Visier geraten sind. Damit geht auch die Entlastung der Pfarrpersonen einher. Hier findet kein Kindergottesdienst, kein Konfirmationsunterricht, keine Seniorenarbeit in Form der Frauenhilfe mehr statt. Vielmehr werden inhaltlich-programmatische Schwerpunkte gesetzt und die Kirche in einer gewissen Transparochialität auf einer zukunftsweisenden Basis neu zum Leben erweckt.

Beim katholischen Milieutheologen Eckhard Bieger sowie bei dem in den Niederlanden lehrenden Belgier Staf Hellemans sowie bei dem in Deutschland lehrenden Wim Damberg wird die Transparochialität⁵ als programmatischer Begriff gebraucht. Dieses ursprünglich durch Ernst Lange geprägte Leitwort dokumentiert damit das, was die römisch-katholische Kirche auf der Basis ihrer Milieustudien in ihren Milieubüros in den Bistümern vorhält und mit der Konzentration auf Großgemeinden in den zurückliegenden Jahren umgesetzt hat. Hier ist die wohnortnahe Rundumversorgung im Sinne einer De- und Neulokalisierung (Damberg/Hellemans) der Menschen aufgegeben worden und eine Konzentration auf die im urbanen Raum vorfindlichen Mehrheitsmilieus hat sich durchsetzen können. Dabei ist die Parochie zwar im Hintergrund noch vorhanden, sie spielt aber nur noch eine Art verwaltungstechnisches *Back-Office* im ursprünglichen Sinne, um die monetäre Einnahmestruktur aus der Seelsorgeeinheit für die Pfarrgemeinde vor Ort zu gewährleisten. Bieger bietet hierzu Beispiele: Ein Blick ins Ruhrgebiet beispielsweise lehrt, wie unterschiedlich die römische Kirche in der Lage ist, sich auf die Gegebenheiten neu einzurichten. Während beispielsweise im ruralen katholischen Münsterland alles weitgehend beim Alten bleibt, steht die römische Kirche an der Ruhr heute im transparochialen Sinne recht gut da. Die evangelische Kirche jedoch stärkt vielfach eher gerade das Pfarramt im traditionellen Sinne und damit die klassische rurale Parochie als generellen Normalfall auch für die urbanen Ballungsräume. Dass dies nur unter dem Gesichtspunkt der Überforderung personeller Ressourcen geschehen kann, ist evident.⁶

⁵ Der Begriff wurde seinerzeit von Ernst Lange geprägt und seitdem immer wieder verwendet, zuletzt bei Eckhard Bieger, *Pastoral im Sinus-Land: Impulse aus der Praxis/für die Praxis*, Berlin ²2008. Vgl. Ernst Lange, *Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit. Bericht von einer homiletischen Arbeitstagung September 1967 – Esslingen*, in: Ernst Lange (Hg.), *Predigtstudien. Beiheft I. Unter Mitarbeit von Peter Krusche und Dietrich Rössler*, Stuttgart 1968, 11–43, hier 11.

⁶ Vgl. Wilhelm Damberg – Staf Hellemans, *Delokalisierung, Neulokalisierung und der Aufstieg der intermediären Kircheninstanzen seit 1945/1960*, in: Wilhelm Damberg – Staf Hellemans (Hg.), *Die neue Mitte der Kirche. Der Aufstieg der intermediären Instanzen in den europäischen Großkirchen seit 1945*, Stuttgart 2010, 7–14; Wilhelm Damberg – Staf Hellemans, *Die Neugestaltung der europäischen Großkirchen und der Aufstieg der intermediären Instanzen nach 1945/1960*, in: ebd., 215–248; vgl. auch den Sammelband: Staf

Der Mensch im urbanen Raum

Angesichts dieser Beobachtungen ist es nun erforderlich, einen Blick auf die Dialogpartner einer „Kommunikation des Evangeliums“ zu werfen. Denn einer missionarischen Kirche geht es zunächst um die Menschen und weniger um ihre eigene Reformfähigkeit oder um ihre öffentliche Geltung in einer Gesellschaft, die zunehmend den Eindruck erweckt, recht gut ohne eine institutionalisierte Religion auskommen zu können.

Der erkennbare Bedeutungsverlust der Kirche bezieht sich jedoch offenkundig auf die urbanen Räume und Ballungszentren in Westeuropa. Die (Groß-)Stadt stellt dabei das Gegenüber zum Land dar.

Städte mit mehr als 200.000 Einwohnern, Ballungsräume wie Wien, das Ruhrgebiet, Hamburg, Berlin, aber auch Paris und Zürich verzeichnen die Auflösung traditioneller kirchlicher Bezüge. Kennzeichen dessen sind eine zunehmende Vereinzelung der Individuen sowie ihre Fluktuation, beispielsweise durch Beschäftigungsverhältnisse auf Zeit. Damit verändert sich auch die bisherige kirchliche Grundstruktur aufgrund einer De- und Neulokalisierung des Religiösen.

In der Schweiz lebten im Jahre 2013 rund 36 % der Bevölkerung allein, in Deutschland sind es derzeit rund 40 % der Gesamtbevölkerung.⁷ Dadurch verdunsten nun auch die kirchlichen Lebensvollzüge zunehmend. Diese waren in der Vergangenheit maßgeblich mit einer ungebrochenen Lebens- und Bedürfnisbiografie verbunden, die die Kirchengemeinde aufgrund ihrer Dauerhaftigkeit als gesellschaftliche Rahmung vor Ort und durch den territorialen Lebensbezug der Menschen mit garantieren konnte. Zunehmend geraten auch traditionelle religiöse Symbole und Verhaltensweisen in Vergessenheit. Man denke dabei beispielsweise an die Unkenntnis des Unterschiedes zwischen evangelischem Gottesdienst und römisch-katholischer Messe bei der Mehrzahl der Bevölkerung.⁸

Wim Damberg und Staf Hellemans beschreiben nun die Parochie als soziale Lebensform der ländlich-bäuerlichen Gesellschaften des Mittelalters. Sie ist

Hellemans – Jozef Wissink (Hg.), *Towards a new Catholic Church in advanced modernity. Transformations, visions, tensions* (Tilburger theologische Studien 5), Wien u. a. 2012, hier besonders den Beitrag von Staf Hellemans, *Tracking the New Shape of the Catholic Church in the West* (19–50).

⁷ Vgl. Statistisches Jahrbuch/Volkszählung 2013, online unter: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/Bevoelkerung.pdf;jsessionid=240E18C9AE1F2561022BA63B8DA4BCD5.cae4?__blob=publicationFile (14.3.2014).

⁸ Vgl. Karl-Fritz Daiber, *Vagabundierende Religiosität oder Vielfalt der Spiritualitäten. Anforderungen an Kirchen in der Stadt*, in: Jürgen Heumann (Hg.), *Stadt ohne Religion? Zur Veränderung von Religion in Städten: interdisziplinäre Zugänge* (Religion in der Öffentlichkeit 7), Frankfurt/M. u. a. 2005, 15–22, hier 19.

nach Forschungsergebnissen beider Autoren als intakter kirchlicher Funktionsbereich stets auf das Land begrenzt gewesen und habe sich innerhalb der Städte in späteren Jahrhunderten bis heute nicht als sinnvolle Organisationsform von christlicher Religion etablieren können.

„Das Totalreglement in einer Lokalfarrei und die Kontrolle des ganzen Lebens durch den Lokalklerus ist für die meisten Christen Vergangenheit.“⁹

Parallel dazu habe sich, neben einer zunehmenden Bedeutung überlokaler Orte einer bürokratischen Kirchenverwaltung (Kreisdekanate, Bistümer), die Suche der Menschen nach religiösen Angeboten als überlokale (transparochiale) Events mit Erlebnischarakter herauskristallisiert (Klöster, Einkehr in kirchlichen Bildungseinrichtungen, Pilgerorte, Kommunitäten, Katholiken- oder Weltjugendtage sowie der Deutsche Evangelische Kirchentag [DEKT]). Diese Menschen binden sich nun nach Ansicht der Autoren nicht mehr primär an die Pfarrei am Ort, sondern erleben eine neue und delokalisierte Glaubensvertiefung andernorts. Vor allem in den Städten verändere nun die Mobilität der Menschen auch deren religiöse Nachfrage mit der Folge, dass intermediäre Instanzen der Kirche gefragt seien. Die mobile Delokalisierung ist zugleich nach Damberg/Hellemans mit einer Neulokalisierung verbunden, die nicht mehr mit territorial definierten Begriffen (Parochie) erfasst werden könne.

„Neulokalisierung ist eine gründliche Reorganisation der europäischen Großkirchen: die mittleren und intermediären Ebenen der Kirchen bekommen ein größeres Gewicht und treten aktiver auf als in der Vergangenheit.“¹⁰

Unter Delokalisierung verstehen die Autoren daher einen Prozess der Lockerung von lokal-territorialen Bindungsmustern (Parochie, Pfarr-, bzw. Kirchengemeinde, Wohnortnähe). Die Menschen der Gegenwart werden mobiler, fluktuieren stärker berufsbedingt und sehen sich nicht mehr an den (lokal-territorialen) Pfarrzwang gebunden. Als Folge ergebe sich daraus, dass auch die Kirchen mobiler, fluktuierender, flexibler, delokaler und neulokalisierter werden müssen. Die Gruppe trete nun mit gelockerten Bindungskräften auch zeitlich in den für das Individuum handhabbaren Vordergrund. Intermediarität sei daher für die römisch-katholische Kirche in Westeuropa eine natürliche Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse. Nach Jan Hermelink begegnen hingegen die evangelischen Landeskirchen dieser Tendenz derzeit durch eine administrative Stärkung der Mittelebene (Kirchenkreise, Dekanate).¹¹

⁹ Damberg – Hellemans, Delokalisierung (s. Anm. 6), 10.

¹⁰ Damberg – Hellemans, Delokalisierung (s. Anm. 6), 11.

¹¹ Vgl. Jan Hermelink, Die Kirche auf dem Weg in die moderne Organisationsgesellschaft, in: Damberg – Hellemans (Hg.), Die neue Mitte der Kirche (s. Anm. 6), 85–110; Damberg – Hellemans, Delokalisierung (s. Anm. 6), 14.

Jens Schlamelcher hat jüngst in seiner Dissertation den Zusammenhang zwischen der Gemeindereformbewegung und einer Stärkung der bürokratisch-institutionalisierten Organisation nachgewiesen. Demnach habe die Gemeindereformbewegung seinerzeit erstmals die organisationale Festlegung des Unterschiedes zwischen Kerngemeinde und inaktiven Rändern bestätigt. Infolge von schrumpfenden Mitgliederzahlen und kleiner werdender Kerngemeinden sei die administrative Seite vor allem seit den 1970er Jahren durch Schaffung von zahlreichen kirchlichen Sonderaufgabenbereichen, bis hin zu einer institutionalisierten Diakonie, zunehmend in die Rolle der eigentlichen Repräsentantin von Kirche hineingedrängt worden.¹²

Gerade den zivilgesellschaftlichen Aufstieg der intermediären Instanzen bezeichnen Damberg/Hellemans als typische Erscheinung der Postmoderne. Eine wichtige Grundbedingung für eine erfolgreiche Reaktion der Kirchen auf diese neue Bedürfnislage des postmodernen Individuums bilde die gezielte Ausbildung der Pfarrpersonen und eine vernetzte Koordination der unterschiedlichen kirchlichen Ebenen. Damit solle es möglich werden, eine Mehrebenen-Kirche als institutionelle Organisation im neo-institutionalistischen Sinne herauszubilden.

„Wir kommen zu dem Schluss, dass der Aufstieg der Mittelinstanzen in den Großkirchen in vergleichbarer Perspektive eher eine Ausnahme bildet, die bedingt ist durch den typischen Zug von Religion, dass sie [...] an der ganzen Person, sowohl der Geistlichen als auch der Gläubigen, haftet und somit eine territoriale Organisation bedingt, die man im Zuge der Schwächung der lokalen Selbstständigkeit eben durch eine Ausweitung der intermediären Ebenen auszugleichen sucht.“¹³

Der Anonymität des Lebens im Ballungsraum folgt im urbanen Kontext die Entbindung der Menschen von überkommenen gesellschaftlichen und religiösen Verhaltensweisen, die im ländlichen Raum noch durch die soziale und nachbarschaftliche Kontrolle garantiert werden können.¹⁴

Die Urbanität als freiwillig gewählte Lebensart hat für die betroffenen Menschen den Charakter von Unabhängigkeit und Freiheit im Sinne von Neulokalisierungen sozialer Kontakte. Von den kirchlichen Akteuren sollte eine gewisse A-Religiosität der Menschen anerkannt werden. Damit einher gehe eine (vordergründige) Diesseitsorientierung der Dialogpartner einer Kommunikation des Evangeliums. Diese kann als Konsequenz aus dem Fehlen gesellschaftlicher Bindekräfte in der (Groß-)Stadt gedeutet werden. Karl-Fritz Daiber bezeichnet

¹² Vgl. Jens Schlamelcher, *Ökonomisierung der protestantischen Kirche? Sozialgestaltliche und religiöse Wandlungsprozesse im Zeitalter des Neoliberalismus* (Religion in der Gesellschaft 36), Würzburg 2013, 271–291.

¹³ Damberg – Hellemans, *Die Neugestaltung der europäischen Großkirchen* (s. Anm. 6), 245.

¹⁴ Vgl. Walter Siebel, *Entwicklungstendenzen der europäischen Stadt*, in: Heumann (Hg.), *Stadt ohne Religion?* (s. Anm. 8), 163–169, hier 163–166.

in diesem Zusammenhang die Großstädte als Kristallisationsschwerpunkte einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung hin zu mehr Spiritualität.¹⁵

Dennoch: Die urban-fluktuierende Lebensform entwickelt neue Gestalten von Religiosität und befördert keineswegs nur die Religionslosigkeit der darin lebenden Menschen.¹⁶ Häufig wird Religiosität nun neu in kommunitären Gesellschaftsfeldern (Klöster, Spiritualität/Esoterik) vom Einzelnen entdeckt.¹⁷ Dabei sollte allerdings auch nicht übersehen werden, dass das Christentum in der Apostelgeschichte zunächst eine städtische Bewegung gewesen ist (Apg 17 u. ö.).

Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen ländlichem und urbanem Raum ist die Trennung zwischen privatem und öffentlichem Anteil des Lebens. In der Stadt geht es um Anonymität und punktuelle Kontakte ohne Dauer und Konsequenzen für den bzw. die Einzelne. Das mündige Individuum organisiert so das Spiel zwischen Nähe und Distanz selbst (G. Kretzschmar). Diese Freiheit können sich Menschen, die das Landleben mit Verbindlichkeit und solidarisch-nachbarschaftlicher Verantwortung vorziehen, eher nicht nehmen. Städter sind also selbst gewollt ungebunden.¹⁸

Die für die Postmoderne seit den 1960er Jahren bis heute typische Verstädterung der Menschen in Westeuropa birgt vor allem dann Chancen für die Kirche, wenn sie sich im urbanen Ballungszentrum von überkommenen traditionellen Strukturen verabschiedet, die pauschal mit dem Begriff der Volkskirche und der Parochie umschrieben werden können. Es ist ein Unterschied, ob sich die Kirche im Hauptbahnhof von Zürich wöchentlich freitagnachts um minderjährige Jugendliche kümmert, die aus Zürich, Bern, Basel, Neufchatel, Fribourg, Genf und aus der Agglomeration (Ballungsraum) anreisen, um sich miteinander im Schutze des urbanen Großraumes zu treffen, weil sie erst mit Volljährigkeit die zahlreichen Clubs in der größten Stadt der Schweiz besuchen können. Der Unterschied wird dann signifikant, wenn nun die Kirche von denselben Minderjährigen erwartet, dass sich diese zu gleicher Zeit (freitagabends) an territorial festgelegte Parochien binden (Gruppen und Kreise), um dort das zu tun, wozu sie sich in Zürich offenkundig besser treffen und hier Gemeinschaft finden können, die ihnen entspricht.¹⁹ Kristian Fechtner vertritt vor diesem Hinter-

¹⁵ Vgl. Daiber, *Vagabundierende Religiosität* (s. Anm. 8), 19.

¹⁶ Vgl. Arvind Sharma (Hg.), *Religion in a Secular City. Essays in Honor of Harvey Cox*, Harrisburg, PA 2001.

¹⁷ Vgl. Daiber, *Vagabundierende Religiosität* (s. Anm. 8).

¹⁸ Vgl. Siebel, *Entwicklungstendenzen* (s. Anm. 14), 164.

¹⁹ Vgl. dazu den Synodenbeschluss der Züricher Landeskirche vom Juni 2012. Dort wird vor allem der traditionellen Parochialstruktur mit einem starren Festhalten am Gottesdienst am Sonntagmorgen und einem sehr eng auf den Gottesdienst bezogenen Verkündigungs-begriff das Wort geredet. Dies solle nach Willen der Synodalen sogar dazu führen, dass sich Jugendliche im Alter zwischen 16 und 25 Jahren wieder mehr für kirchliche Themen inte-

grund die These, dass die City als Kultur- und Ereignisraum wiederentdeckt werden solle.

„Großstädtisches Leben war nie auf die Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt beschränkt, sondern umfasste gleichermaßen Pendlerinnen und Flaneure, abendliche Landflüchtlinge und Zugereiste.“²⁰

Die strukturellen Unterschiede zwischen Stadt und Land

Das Ziel der nun folgenden Ausführungen soll es sein, deutlich zu machen, dass in beiden Sozialräumen, Stadt und Land, Menschen mit unterschiedlichen Vorlieben und sozialen Milieuvoraussetzungen leben. Somit werden Kirchengemeinden bereits durch die Zugehörigkeit der Menschen zu einem der beiden globalen Sozialräume sowie durch ihre Schichten- und Milieuzugehörigkeit mit der Notwendigkeit konfrontiert, durch eine freiwillige (Selbst-)Segmentierung der Menschen diese nur partiell mit dem Kirchenbild der Moderne und Spätmoderne und den genuin kirchlichen Inhalten noch erreichen zu können.

Die heute anzutreffende urbane Welt der Postmoderne im globalen Horizont der Verstädterung individueller Lebensbezüge bietet den Nährboden für vielfältige urbane De- und Neulokalisierungen. Die Welt ist räumlich durch eine optimale Vernetzung der Metropolen mithilfe eines fluktuierenden Transportwesens (Flugverkehr, Hochgeschwindigkeitszüge etc.) näher zusammengerückt. Im Gegensatz zur mittelalterlichen Stadt sind Städte heute durch Segregation und Gentrifizierung geprägt. Die Stadt in der Postmoderne definiert sich dabei durch einen Kernbereich mit einem Netz von Randbereichen (Agglomeration/ Ballungsraum). Hier leben die in der (Groß-)Stadt berufstätigen Menschen zwar, aber ihre gesamte Lebensführung ist kulturell auf den Stadtkern bezogen ausgerichtet. Die Stadt wiederum als nächstgrößere Einheit wird einer Stadtregion oder einem Landkreis zugerechnet, in dem sich wiederum ländliche Umlandregionen finden, die zu einer größeren Definitionseinheit zusammengefasst werden können (Bundesland, Kanton, Departement). Diese zentrifugal-individualisierte Modulation der Weltwahrnehmung wirkt auf die Lebensführung des auf die Stadt bezogenen Bürgers nachhaltig ein. Die schon bei Pierre Bourdieu²¹ angelegte Vermutung einer milieuspezifischen Neigungsopportunität im Verhalten des Einzelnen kommt zu Beginn des 21. Jahrhunderts voll zum

ressieren. Vgl.: <http://www.zh.ref.ch/organisation/kirchenrat/legislaturziele-kirchenrat-2008-bis-2012>.

²⁰ Kristian Fechtner, Späte Zeit der Volkskirche. Praktisch-theologische Erkundungen (Praktische Theologie heute 101), Stuttgart 2009, 114; vgl. zum Ganzen auch ebd. 101–115.

²¹ Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (Suhrkamp-Taschenbuch. Wissenschaft), Frankfurt/M. ²¹2011.

Tragen und führt die zunehmende Individualisierung mit Selbstverwirklichungstendenzen des autonomen Individuums (Durkheim, de Singly) im urbanen Kontext total durch.²²

Dies führt auf der anderen Seite zur Auflösung herkömmlicher Bindungskräfte und damit zu einer Neulokalisierung bisheriger Zusammengehörigkeitsmechanismen (früher die Familie). Das hybride Smartphone avanciert in diesem Zusammenhang zum eigentlichen postmodernen Sozialisationskonnex. Es vernetzt die Elemente des Internets mit dem des Fernsehens und bietet eine das Leben fernsteuernde Kontrollfunktion (*Gated Communities*, ferngesteuerte Überwachung von Sicherheitseinrichtungen in Wohnungen etc.), so dass es den Alltag der Menschen umfassend mitgestalten kann. Das urbane Verhalten von Menschen mit einem hohen Grad an individueller und milieubezogener Vernetzung prägt die sich verstärkende Gesellschaft ebenso, wie die verstärkte Gesellschaft mit ihren eigenen Mechanismen der Alltagsgestaltung auf das Individuum nicht nur in der Stadt einwirkt. Auch ländliche Regionen werden zunehmend durch die Medien von urbanen Verhaltensweisen geprägt. Darin kann dann auch die beginnende Auflösung dörflicher Strukturen bei den jüngeren Generationen sowie der klassischen Parochie (Uckermark, Ostwestfalen, Erzgebirge etc.) beobachtet werden. Die Menschen organisieren sich nun in verschiedenen neigungsmäßigen Netzwerken immer wieder neu und bilden damit das im aktuellen Lebensvollzug aus, was Adorno als Identifizierung definiert hat.²³ Adorno bezeichnet damit die Aufkündigung der durch familiäre Herkunft erzeugten und unreflektiert bzw. vorrational (Tönnies) übernommenen persönlichen Identität. Eine mikrosoziologische Betrachtung der Netzwerkbeziehungen zwischen urban geprägten Individuen führt zugleich dazu, die hohen Anforderungen an die Selbstorganisation des postmodernen Städters zu betonen. Der Bezug auf die Stadt führt im Umkehrschluss zur urbanen Wohnraumverknappung (Gentrifizierung) und zur Ausweitung des Wohnraumes in die Agglomeration bzw. den Ballungsraum als Umland (Segregation). Vor allem Familien nutzen diese durch Infrastrukturmaßnahmen begünstigten Vergrößerungen der Einzugsbereiche der Stadt, so dass derzeit eher (wohlhabende) Single- und Paarhaushalte im Stadtkern zurückbleiben (Gentrifizierung) und der Anteil Kinder in der Großstadt kontinuierlich sinkt. Hier tritt nun das Netzwerk als gesellschaftlich tragendes Beziehungsmedium in den Vorder-

²² Vgl. Siebel, *Entwicklungstendenzen* (s. Anm. 14), 166f.; Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne* (Edition Suhrkamp, N.F., 365), Frankfurt/M. ²⁰2010, 138f.; 169–194; Reiner Preul, *Die soziale Gestalt des Glaubens. Aufsätze zur Kirchen-
theorie* (Marburger theologische Studien 102), Leipzig 2008, 294–302; Bourdieu, *Unterschiede* (s. Anm. 21).

²³ Vgl. Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik. Wissenschaftl. Sonderausgabe*, Frankfurt/M. 1970, 149f.

grund. Franz Urban Pappi versteht Netzwerke als eine Ansammlung sozialer Einheiten deren Qualität durch einen bestimmten Typus einer Beziehung bestimmt wird. Dabei verändern sich die Beziehungsmuster der Individuen untereinander je nach Stadtgröße kurvenlinear:

- Je größer das städtische Umfeld ist, desto eher werden familiäre Beziehungen durch Freundschaftsbeziehungen ersetzt (Delokalisierung).
- Je höher die Schulbildung der Menschen ist, desto mehr wird der Freundeskreis bewusst zusammengestellt (Neulokalisierung).
- Je höher das Einkommen des urbanen Menschen ist, desto eher kann dieser höhere Reisekosten zur Pflege ferner Freundschaftsbeziehungen in Kauf nehmen (familiäre Neulokalisierung).

Dabei liegt das Schwergewicht des Lifestyles der Menschen auf der freien Auswahl der zum Freundeskreis hinzugehörenden Personen. Diese Auswahl wird dabei offenbar nach inhaltlich-thematischer Neigung entschieden.²⁴

Mit steigendem Bildungsgrad steigen auch die Ansprüche bei der Zusammenstellung des Freundeskreises. 92 % der Freunde von Großstädtern leben außerhalb ihres Wohnbezirkes. Interessen und Eigenschaften müssen dabei homogen zueinanderpassen (neigungsgemäße Fokussierung). Ähnliche Personen treffen ähnlich geneigte Personen. Diese Struktur können Familie, Arbeitsplatz und Nachbarschaft nicht abbilden. Für die Landbevölkerung mit ihrem Schwerpunkt auf einer (trivialekulturellen) Geselligkeitskultur ist die städtische Lebensweise mit ihrer (hochkulturellen) Opportunitätsstruktur selten nachvollziehbar. Mit zunehmendem Bildungsniveau nimmt zugleich die Konstanz der Wohnbeziehung ab. Je geringer das Bildungsniveau, desto länger bis lebenslang leben die Menschen an einem Ort, der mehrheitlich ländlich geprägt ist²⁵.

Freundschaften sind offenkundig das signifikante (familiäre) Merkmal einer verstädterten Gesellschaft in der Postmoderne. Die traditionellen Beziehungen zu Verwandten, Arbeitskollegen/-innen oder zur sozial kontrollierenden Nachbarschaft treten hinter dieser Lebensform zurück. Der urbane Mensch muss vor diesem Hintergrund jedoch sehr viel Kraft dafür aufwenden, seine (Freundschafts-)Beziehungen aufrechtzuerhalten, zumal diese sein privates (Lebens-)Gleichgewicht ausmachen. Hierzu werden nun erhebliche finanzielle, zeitliche und emotionale Ressourcen durch die Individuen eingesetzt (sog. Beziehungsabbruchkosten). Die kontinuierliche Bereitschaft zur Netzwerkbildung ist der

²⁴ Vgl. Franz Urban Pappi, *Methoden der Netzwerkanalyse*, München 1987, 13.

²⁵ Vgl. Wolfgang Huber, *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh 12006, 475–479.

Preis, den das Leben in der Großstadt den Menschen dabei offenbar abverlangt.²⁶

Der Stadtplaner und Stadthistoriker Dieter Hoffmann-Axthelm misst den Intellektuellen eine hohe Bedeutung für das kulturelle Gefüge der Stadt bei.²⁷ Die Kernstadt erbringe zudem die eigentlichen kulturellen Leistungen. Es ist die Stadt, die den Grund dafür liefere, dass Menschen ins Umland ziehen. Es ist nicht das Umland, in dem die Menschen ihre Freizeit verbringen wollen und, im Falle des Großstädtlers, schon gar nicht das Dorf. Zugleich bedeute dies, nach der hier vertretenen Auffassung, für die Kirchen, dass diese mit ihrem kulturellen Bindungsangebot nicht diejenigen zentripetalen Integrationskräfte werden erzeugen können, die diese gerne als Konsequenz ihrer operativen Bemühungen bei den Anwohnern der Parochie freizusetzen wünschen.

Die Grundexistenz des postmodernen Städters ist ferner der Single.²⁸ Diese Menschen leben auf der Beziehungsebene in ausgewählten Netzwerken mit unterschiedlichsten Beziehungsclustern (sog. *Foci*). Dabei steht die Berufswahl als identitätsstiftende Tätigkeit ebenso im Vordergrund wie alle Aktivitäten, die zum Erhalt und zum Ausbau der Netzwerke erforderlich sind. Hierzu gehört auch der individuell geprägte Ressourceneinsatz.²⁹ Eine wesentliche Schlüsselqualifikation dazu ist selbstständige und autonome Lebensbewältigung, um letztlich ohne Hilfe der sich zunehmend auflösenden traditionellen Institutionen überleben zu können.³⁰

In diese Ausgangslage des postmodernen Städters hinein hat nun die Kirche ihren Verkündigungsauftrag zu sprechen. Dabei sollte nach Bernd Rother ein, wie immer zu bestimmender urbaner Gemeindebegriff, folgende Komponenten beinhalten:

- Gemeinde als Ort der Persönlichkeitsentfaltung.
- Gemeinde als Lerngemeinschaft.
- Gemeinde als Ort für Spiritualität.³¹

²⁶ Vgl. zum Ganzen: Bernd Rother, Kirche in der Stadt. Herausbildung und Chancen von urbanen Profildgemeinschaften, Neukirchen-Vluyn 2005, 145–166.

²⁷ Vgl. Dieter Hoffmann-Axthelm, Die dritte Stadt. Bausteine eines neuen Gründungsvertrages (Edition Suhrkamp, N.F., 796), Frankfurt/M. 1993, 236–240. Zum Ganzen vgl. auch Rother, Kirche in der Stadt (s. Anm. 26), 145–166.

²⁸ Vgl. Statistisches Bundesamt, Statistisches Jahrbuch 2013, 48–51. In Deutschland gab es 2012 18.032 Singlehaushalte (40,5 %) und 24.106 Mehrpersonenhaushalte (59,5 %), Quelle siehe: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/Bevoelkerung.pdf;jsessionid=240E18C9AE1F2561022BA63B8DA4BCD5.cae4?__blob=publicationFile (14.3.2014).

²⁹ Vgl. Rother, Kirche in der Stadt (s. Anm. 26), 145–166.

³⁰ Vgl. Beck, Risikogesellschaft (s. Anm. 22), 217–240.

³¹ Vgl. Rother, Kirche in der Stadt (s. Anm. 26).

Die Kirchengemeinde als (Christus-)Gemeinschaft oder als territorial-parochialer Ort kommt hier nicht mehr in den Blick. Der Begriff von Gemeinde als Kirchengemeinde könnte daher sinnvollerweise auf der Basis dieser Faktenlage im urbanen Kontext grundsätzlich vom traditionellen und überkommenen parochialen Verständnis abstrahieren.

Ekklesiopolis – Kirche in der Stadt

Der mit dem Begriff „Ekklesiopolis“ versuchte Anklang setzt eine grundsätzliche Unterschiedenheit zwischen Stadt- und Landgemeinden voraus und impliziert damit zugleich grundsätzliche Mentalitäts- und Milieuunterschiede zwischen Menschen in den jeweiligen Lebensräumen. Dies ist für eine Kirche, die den ganzen Menschen ohne Unterschiede nach Herkunft, Rasse oder Klasse meint, mit einer unterschiedslosen Kommunikation des Evangeliums zugegebenermaßen schwer zu vereinbaren. Doch der Anpassungsdruck, unter den sich die evangelische Kirche auf ihrer operativen Seite gesetzt sieht, ohne damit wirkliche Bindekräfte der zentripetalen Wirkmächtigkeit sich zunehmend beschleunigender Gesellschaften des 21. Jahrhunderts entgegensetzen und damit wirklich inkludierend und effektiv noch alle Menschen erreichen zu können, könnte die kirchlichen Verantwortlichen auf allen synodalen Ebenen mit Blick auf die Stadtkirchen zu einem Umdenken veranlassen. Städtische Kirchengemeinden handeln anders am Menschen als die klassische Parochie, die für das Land geschaffen worden ist und der ursprünglich nur ein Parochus vorgestanden hatte. Daher wird hier dafür plädiert, die Stadtkirchenarbeit

- einerseits als Genre von der Fokussierung auf bisher ein herausgehobenes Kirchgebäude mit Leuchtturmcharakter für eine Stadt als Generalbegriff für Kirchengemeinden im großstädtischen Ballungszentrum zu weiten;
- andererseits die so gewonnenen Stadtkirchen auf eine neue strukturelle Basis zu stellen und die handelnden Akteure von der herkömmlichen parochialen Rundumversorgung als kirchliches (Service-), „Standby“ zu entlasten.

Dies würde in der Konsequenz für eine kirchliche Personalentwicklung auch bedeuten, nicht mehr nach erfolgreichen Pfarrpersonen für die Stadtkirchenarbeit Ausschau zu halten, die in ländlichen Regionen Menschen binden konnten, sondern gabenorientiert danach zu schauen, ob jemand für eine hochkulturell-transparochiale Arbeit einer Kirche in der (Groß-)Stadt geeignet ist.

Der derzeit in manchen Landeskirchen zu beobachtende Rollback zur pauschalen Übertragung von parochialen Mustern auf alle Fälle von Kirchlichkeit kann unter den soeben beschriebenen Veränderungen der Lebenswelt der Menschen nur als Renaissance eines Kirchenbildes aus der klassischen Mo-

derne des späten 19. Jahrhunderts sowie der Spätmoderne zwischen 1920 und 1959 verstanden werden, aber nicht als Aufbau einer Kirche mit Zukunft. Beispiele für einen Bewusstseinswandel geben beispielsweise die Nordkirche sowie Kirchengemeinden in Zürich. Hier könnte daher angeknüpft werden, damit sich Stadtkirchen schwerpunktmäßig auch mit dem Beschäftigten, wofür sie geschaffen wurden: Ekklesia für die Polis zu sein und weniger ein städtisches Abbild der ländlichen Parochie zu bieten.

Eine Kirche, die die Netzwerke in den Blick nimmt, ist ebenso Kirche im Fitness-Center, Kirche in der Diskothek, Kirche im Theater und im Museum, Kirche auf dem Markt und beim Volksfest, Kirche der Zünfte und eine Kirche der Banker, aber auch Kirche der Alleingelassenen, der Hilfesuchenden, der Armen, Mühseligen und der Beladenen, sprich der Verlierer der sozialen Polarisierung. Sie ist aber im urbanen Kontext nicht mehr „Kirche am Ort“ (Herbert Lindner), Kirche im Sonntagsgottesdienst (Synodaldokument der Zürcher Landeskirche vom Juni 2012) und nicht mehr klassische Parochie. Sie ist im Stadtmanagement selektionsfähig, denkt und handelt zielgruppenorientiert und ist im milieugebundenen Netzwerk bürgerschaftlich aktiv. Sie bildet auf diese Weise in der Stadt eigene Netzwerke aus, greift diejenigen Netzwerke auf, in denen die Menschen leben, und kanalisiert diese temporär auf ihre eigenen Angebote hin, die sie auf die Interessen der Menschen, die sie in der Stadt ansprechen will, flexibel zuspitzen kann (Fokussierung von Identität). „Relevante christliche Gemeinschaft ist daher nur als Netzwerk denkbar“.³²

Dr. Frank Weyen
Universität Zürich
Kirchgasse 9
CH-8001 Zürich
Fon: +49 (0)173 - 56 93 050 // +41 (0)76 - 74 12 182 // +41 (0)44 - 63 42 85
E-Mail: frank.weyen(at)uzh(dot)ch

³² Vgl. Rother, Kirche in der Stadt (s. Anm. 26), 193; vgl. zum Ganzen ebd., 167–194; Preul, Die soziale Gestalt des Glaubens (s. Anm. 22), 294–302.